

Familienrhetorik und Familienwirklichkeit

Von Kurt Lüscher, Soziologe, Universität Konstanz*

Der Aufruf der Vereinten Nationen, 1994 als «Internationales Jahr der Familie» zu begehen, stösst augenscheinlich auf grossen Widerhall. Ohne Übertreibung lässt sich sagen, dass wohl noch nie in der Geschichte westlicher Gesellschaften in einer breiten Öffentlichkeit so intensiv darüber geredet und sogar gestritten worden ist, was Familie heisst, heissen soll und darf. Familienpolitik und die ihr eng verwandte Frauenpolitik sowie die Kinderpolitik beanspruchen auf der Agenda sozial- und gesellschaftspolitischer Aufgaben vordere Plätze.

Wir stehen heute einem wachsenden Angebot an Familienrhetorik gegenüber. Mit diesem Begriff möchte ich die Bemühungen bezeichnen, in der Öffentlichkeit Leitbilder für die Familie zu propagieren. In seinem Versuch der «anthropologischen Annäherung an die Aktualität der Rhetorik» legt Blumenberg dar, Rhetorik drücke entweder die Überzeugung des Besitzes von Wahrheit aus oder überspiele grundsätzliche Zweifel. Diese These wird von der Familienrhetorik bestätigt. Hier stehen sich ein dogmatisches Familienbild einerseits und die Verneinung der Möglichkeit verbindlicher Vorgaben andererseits gegenüber. Da diese Redefiguren den öffentlichen Diskurs nach wie vor prägen, lohnt es sich, sie kurz darzustellen und mit der Wirklichkeit zu vergleichen. Dann wird deutlich, dass es notwendig ist, angesichts der Veränderung der letzten Jahrzehnte das Verhältnis von Individuum, Familie und Gesellschaft neu zu durchdenken.

Familie als «natürliche» Einheit

Den Ausgangspunkt bilden meistens Krisenszenarien. So wird von den radikalen Kritikern ironisch gefragt, ob die Familie «auf die rote Liste der bedrohten Arten» gehöre oder was mit einer Gesellschaft geschehe, «deren «Keimzelle» nicht mehr keimen will». Damit wird auf eine von einem dogmatischen Familienverständnis bevorzugte Auffassung angespielt, gemäss der die Familie eine «natürliche» Lebensform sei. Dies verbindet sich mit dem Postulat, sie als der Gesellschaft, jedenfalls dem Staat «vorgegeben» anzuerkennen. Dieser Gedanke wurzelt tief in der *katholischen Soziallehre* und verbindet sich dort mit der Lehre des sakramentalen Charakters der Ehe. Hier sind selbstverständlich nicht die religiösen Überzeugungen als solche zu erörtern, wohl aber ihre Funktion. Sie besteht darin, letztlich eine einzige Auffassung von Familie als richtig darzustellen, faktisch eine Form als Norm zu sehen und Verhaltensvorschriften zu machen, was als «natürlich» gelten kann, etwa in der Frage der Empfängnisverhütung.

Ähnlich rigoros sind jene säkularisierten Auffassungen des «natürlichen Ursprungs» von Familie, die bevorzugt Einsichten über das richtige Verhalten aus Beobachtungen aus dem *Tierreich* ableiten, namentlich hinsichtlich der Mutter-Kind-Beziehung. Dies geschieht ungeachtet der Vielfalt der Lebensweisen und ohne zu bedenken, dass jede Übertragung des Begriffes «Familie» auf das Verhalten der Tiere *anthropozentrische Züge* trägt. Die rhetorische Gegenposition nährt sich aus Auffassungen, die Familie einzig und allein als «gesellschaftliche Konstruktion» verstehen zu wollen, beispielsweise als Umsetzung klassenspezifischer Interessen. Kennzeichnend dafür ist der polemische Gebrauch des Begriffes «bürgerliche Familie» und der Vorwurf, sie diene der Repression subjektiver Wünsche.

Was heisst «normal»?

Häufig werden das Faktische und das Normative vermengt. So stösst man, bevorzugt in Politikerreden, auf Redeweisen wie «in der Familie erfahren die Menschen Geborgenheit und Zuwendung». Zweifellos trifft dies oft zu, jedoch nicht überall. In Familien kommen auch Gewalt und sogar Totschlag vor. Dementsprechend werden Daten über die Zahl der misshandelten Kinder und Frauen als Argument gegen die Vorherrschaft eines idealisierenden Familienmodells verwendet, wobei mit dem Hinweis auf Dunkelziffern der rhetorische Impetus verstärkt wird.

Beim Vergleich einzelner Familienformen ergeben sich allerdings Schwierigkeiten. Wer vermag nach welchen Kriterien die Leistungen alleinerziehender Mütter und Väter zu bewerten? Wie verhält es sich diesbezüglich mit sogenannten Sukzessiv- oder Patchwork-Familien, die sich bilden, wenn eine Frau und ein Mann, die aus einer früheren Beziehung bereits Kinder haben, erneut Eltern werden?

Die Tatsache, dass besondere Bezeichnungen für Familientypen vorgeschlagen werden, drückt ein Bemühen um Anerkennung aus. Eine personalisierende Umsetzung dieser rhetorischen Figur erfolgte zu Beginn des «Jahres der Familie» in Illustrierten mit Porträts prominenter Politikerinnen und Politiker, die in nicht «normalen» Familien leben. Eine andere Variante besteht darin, exotische Zeugen zu bemühen, wobei es zu einem eigentlichen Verwirrspiel der Positionen kommen kann, so wenn der Popmusiker Peter Townsend mit dem subjektivistischen Ausspruch zitiert wird: «Das einzig Rebelle in der zerfallenden Gesellschaft ist es, eine Familie zu gründen. Nur dort findet einer zu sich selbst.»

«Wert» oder Lebensform?

«Familie ist Zukunft» – mit dieser Formel wird die Bedeutung von Familie über die Gegenwart hinaus hervorgehoben. Dabei geraten die *Kinder* ins Blickfeld, beispielsweise mit dem Argument, ein Land verliere den Glauben in die eigene Zukunft, wenn sich seine Bürger Kinder nicht mehr zutrauen. Sie gelten einerseits als *Hoffungsträger*, als Garant für den Glauben an die Zukunft. Andererseits sind sie wichtig für den *Erhalt der Gesellschaft* und des Staates. Dieser Blick auf die Zukunft, verbunden mit einer idealisierend moralischen Rückschau auf die Vergangenheit, ermöglicht es, Familie rhetorisch derart zu überhöhen, dass sie nicht nur ein Ort ist, wo Tugenden und Werte gelebt werden, sondern selbst zu einem Wert an sich wird. Dies lässt sogar eine gewisse Toleranz gegenüber einzelnen Familienformen zu, wenn dadurch die Dogmatik, also die Gültigkeit des einzig richtigen Massstabes, nicht bestritten wird. So sind «nichteheliche Lebens-

gemeinschaften» akzeptabel, weil – wie es heisst – in der Regel geheiratet wird, wenn das Paar Kinder haben möchte.

Wird Familie als Wert an sich aufgefasst, ist es einfach, einen Zusammenhang zwischen dem «Zerfall der Familie» und einem allgemeinen gesellschaftlichen Wertverlust herzustellen, ohne zu erklären, wie es dazu gekommen ist. Dann wiederum liegt es nahe, sich von einer Rückkehr zu traditionellen Familienformen das Verschwinden gesellschaftlicher Übel wie Drogenkonsum und Gewalt zu versprechen. Umgekehrt sind Schuldzuschreibungen an die Eltern, wie sie notorisch in den Leserbriefseiten auftauchen, rasch zur Hand. Die «Verführung durch Vereinfachung» ist offensichtlich.

Die rhetorische Gegenposition zu diesem idealisierenden institutionalistischen Familienmodell gedeiht auf dem Boden eines radikalen subjektivistischen Individualismus: «Abenteuer Familie. Die Gesellschaft baut sich um, ganz privat, Familie wird, was sich als Familie fühlt.» Für jede private Lebensform von einer gewissen Dauerhaftigkeit, in der sich Ältere um Jüngere kümmern oder umgekehrt Jüngere um Ältere, kann beansprucht werden, als Familie zu gelten und dementsprechend politisch anerkannt zu werden. Von Familie sei, wenn der Begriff nicht überhaupt vermieden werden soll, nur im Plural zu sprechen; jede verbindliche Definition sei unrealistisch.

Die facettenreiche Wirklichkeit

Der Programmatik des rhetorischen Redens steht die *Realität des Handelns* in den Familien gegenüber. Dabei zeigt sich, dass der Wirklichkeit von Familie weder das Extrem ihrer traditionalistischen Idealisierung noch jenes ihrer individualistischen Auflösung entspricht:

Nach wie vor gründen die meisten Frauen und Männer eine eigene Familie; doch der Anteil der Frauen, die kinderlos bleiben, steigt und beträgt unter den jüngsten Jahrgängen schätzungsweise 20 Prozent.

86 Prozent der Eltern erstgeborener Kinder im Jahre 1992 waren verheiratet; etwas mehr als ein Drittel davon kam in den ersten 8 Ehemonaten zur Welt. In dieser Hinsicht gibt es jedoch grosse Unterschiede zwischen der schweizerischen und der ausländischen Wohnbevölkerung.

Nach wie vor werden in der Schweiz mehr Ehen durch den Tod aufgelöst (1992: 18 500) als durch eine Scheidung (1992: 14 500). Die populäre Formel, jede dritte Ehe werde geschieden, vermittelt ein verzerrtes Bild. Es handelt sich dabei um eine Extrapolation, gestützt auf das Scheidungsverhalten der Heiratskohorten der letzten Jahre. Bezogen auf alle bestehenden Ehen dürften in der Schweiz ähnlich wie in Deutschland jährlich schätzungsweise etwa 8 Promille durch eine Scheidung beendet werden. Untersuchungen, deren Ergebnisse sich allerdings nicht auf einige Kennziffern reduzieren lassen, zeigen, dass die meisten Menschen während ihres ganzen Lebens Beziehungen zu ihren Familienangehörigen pflegen und diese die wichtigste Instanz für Hilfen in Notlagen sind.

Immer wieder übersehen werden die enormen Leistungen, die in Familien mit behinderten Angehörigen aller Altersgruppen erbracht werden, so etwa, um nur ein Beispiel zu nennen, für rund 100 000 hirneverletzte Menschen.

Pluralisierung

Gemäss Volkszählung gab es 1990 unter den insgesamt 840 000 Familien mit minderjährigen Kindern rund 10 Prozent Einelternfamilien (davon 1,5 Prozent von Vätern); zehn Jahre früher hatte dieser Anteil zirka 8 Prozent betragen.

Praktisch ebenso bedeutungsvoll ist, dass die rechtlichen Diskriminierungen weitgehend abgebaut worden sind. Namentlich hinsichtlich der Stellung nichtehelich geborener Kinder gehören die schweizerischen Gesetze im europäischen Vergleich zu den fortschrittlichsten. Das ist auch deshalb wichtig, weil diese Regelungen das Verständnis der *Kindesrechte* insgesamt beeinflussen.

Über die demographischen und rechtlichen Aspekte hinaus verweist die Redeweise von der Pluralisierung auf eine qualitative Dimension, nämlich auf die *Lebensstile* von Familien. Sie sind nicht nur von den heutigen Konsumangeboten bestimmt, sondern ebenso sehr vom Verständnis familialer Aufgaben. Insbesondere sind die Anforderungen gross, die viele Mütter – und auch Väter – an sich selbst bei der Erziehung ihrer Kinder stellen. Obgleich Daten, die genaue Vergleiche zulassen, selten sind, spricht vieles für die Annahme, die Ansprüche seien in weiten Kreisen der Bevölkerung höher als vor drei, vier Jahrzehnten oder sogar vor hundert Jahren, Kinder werden von den ersten Lebenstagen an als Persönlichkeiten betrachtet und behandelt. Die Nachfrage nach Elternbildung und -beratung nimmt zu. Parallel dazu ist die Wachsamkeit gegenüber Kindsmisshandlung sowie anderen Formen von Gewalt in der Familie gestiegen. Ein breites Angebot an Familientherapien bietet Hilfe bei Problemen.

Dieses geschärfte Bewusstsein für familiales Gelingen und Misslingen hängt eng mit jenen Prozessen zusammen, die pauschal mit dem Begriff der *Individualisierung* umschrieben werden. In bezug auf die Familie geht es dabei jedoch nicht nur darum, die Entfaltung des einzelnen Kindes zu fördern, sondern ebenso um die Bedeutung der Kinder für die Entwicklung der Persönlichkeit der Mutter und des Vaters. Sich für eigene Kinder zu entscheiden und sich um sie sachkundig zu kümmern, verlangt grosses Engagement bis ins Detail der Lebensgestaltung. Die Fülle der individuellen Lösungen, die für eben diese alltäglichen Aufgaben gesucht, erprobt und gefunden werden, prägt die Pluralisierung der Familienformen in ihren qualitativen Aspekten.

Die Rolle der Geschlechter

In Verbindung mit den Tendenzen der Individualisierung hat ein «pragmatischer» Blick darauf, was tatsächlich in den Familien und durch sie geschieht, massgeblich zum Wandel der Rolle der Frau und dadurch des Verhältnisses der Geschlechter beigetragen. Symptomatisch ist, dass in der Ökonomie die wirtschaftlichen Leistungen der privaten Haushalte, also namentlich der Familienhaushalte, erst in jüngster Zeit zu einem Thema der Forschung geworden sind.

Sie erbringen – wie der wissenschaftliche Beirat beim deutschen Familienministerium errechnet hat – rund 75 Prozent des gesamten Auswandes, der für die Pflege, Erziehung und Ausbildung nachwachsender Generationen notwendig ist. Hinzu kommen die Pflegeleistungen für ältere, kranke und behinderte Menschen. Dass dieser Einsatz überwiegend von den *Frauen* geleistet wird und sie auf diese Weise den Zusammenhalt der Familie gewährleisten, galt unter der Vorherr-

schaft des traditionellen Familienmodells als ebenso selbstverständlich wie die Zuständigkeit des Mannes für die Aussenbeziehungen. Doch diese Aufteilung lässt sich nicht mehr rechtfertigen.

Seit den sechziger Jahren hat sich die Beteiligung der Frauen und vor allem der Mütter am Erwerbsleben erhöht, und sie erheben angesichts ihrer Bildung Anspruch, dauerhaft qualifizierte Positionen einnehmen zu können, wollen also nicht bloss als «industrielle Reservearmee» eingesetzt werden. Das Rad dieser Entwicklung kann und soll nicht zurückgedreht werden. Folglich besteht ein akuter und noch weiter zunehmender Bedarf an Massnahmen zur besseren Vereinbarung von Familientätigkeit und Erwerbstätigkeit für Frau und Mann. Nur schon unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten sind also Veränderungen in der Aufgabenerfüllung notwendig. Die Artikulation einer *Frauenperspektive* in Kultur und Wissenschaft bekräftigt dies auf mannigfache Weise, ebenso allgemeine Gerechtigkeitsvorstellungen.

Wandel des Eheverständnisses

Diese Entwicklungen verändern Funktion und Verständnis der Ehe. Sie gilt mehr denn je für die meisten als eine Beziehung, die auf einem Vertrag beruht. Sie wird zunächst informell eingegangen, die Übergänge zur Formalität sind fliessend und keineswegs zwingend. Aus dieser Beziehungslogik ergibt sich mit einiger Konsequenz die Forderung nach rechtlichen Regelungen sogenannter nicht-ehelicher Lebensgemeinschaften sowie gleichgeschlechtlicher Beziehungen. Demgegenüber tritt der Charakter der Ehe als Institution zurück.

Die Tradition allein ist für viele keine überzeugende Begründung mehr. Faktisch ist eine Heirat überdies kaum mehr die Voraussetzung für erlaubte sexuelle Beziehungen, noch verleiht sie diesen eine besondere Weihe im Hinblick auf die Elternschaft. Angemessener ist es zu sagen, die Heirat ordne sich der Elternschaft unter. Gleichzeitig gibt es Ehemodelle, die gewollte Kinderlosigkeit vorsehen, und es gibt viele Varianten zweiter und dritter Partnerschaften. Auch die Zunahme der Scheidungen nach langjähriger Ehe ist in diesem Zusammenhang zu beachten. In vielen Fällen ergeben sie sich dadurch, dass auch im reifen Alter hohe persönliche Erwartungen an eine Partnerschaft bestehen, auch und gerade im Sinne einer neuen Gleichberechtigung. Wenn sie sich nicht erfüllen lassen, kommt es zur Trennung und möglicherweise zu einer neuen Beziehung. Dieses Eheverständnis und -verhalten bedeutet, dass ein Grundpfeiler des traditionellen Familienverständnisses schwankt, jedenfalls das Verhältnis von Partnerschaft und Elternschaft sich ändert.

Bedeutung und Funktion der Familie überdenken?

Offensichtlich vermag also weder ein traditionelles Verständnis von Familie, das sie unter dem Primat der Institution (und namentlich jenem der Ehe) sieht, noch seine subjektivistische Gegenposition der Wirklichkeit tatsächlichen Familienlebens gerecht zu werden. Die einseitigen und vereinfachenden Formeln der Familienrhetorik greifen nicht. Die Verhältnisse sind komplexer.

Um sich gegenseitig als Individuen zu respektieren und aufeinander eingehen zu können, sollen die Menschen ihr Familienleben eigenverantwortlich gestalten können. Indessen spielt sich ein Grossteil ihres Lebens ausserhalb der Familie ab, im Beruf ebenso wie in der Freizeit. Das Wohl-

ergehen des Einzelnen in der Familie wiederum ist von Belang für seine Leistungsfähigkeit. Zudem sind die Familien Einheiten des Konsums und als solche das Ziel der Werbung und – was mittlerweile weitgehend dasselbe ist – der Massenmedien, jedenfalls des Fernsehens, über das dementsprechend Einfluss auf den Familienalltag genommen wird. Die Behauptung «Zürichberg ist überall» dürfte übertrieben sein, doch sie verweist auf das Problem vieler Familien, sich gegen die penetranten Aufforderungen zu wehren, den Kindern immer das Beste, Teuerste und Neueste zu bieten.

Fehlende Anerkennung

Es ist nur logisch und konsequent, wenn unter diesen Umständen gefragt wird, inwieweit die gesellschaftlichen Verhältnisse die Erfüllung familiärer Aufgaben erleichtern oder erschweren. Viele Beobachter sind der Auffassung, dass die Bilanz insgesamt negativ ist. Pointiert, jedoch gut begründet, ist von einer «strukturellen Rücksichtslosigkeit» (Kaufmann) gegenüber familialen Lebensformen die Rede. Sie äussert sich auf mannigfache Weise. Ein Aspekt ist die unzureichende steuerliche Berücksichtigung der Aufwendungen und der Einkommenseinbussen. Familien sind häufig auf dem Wohnungsmarkt benachteiligt. Die Aufgabe, Familientätigkeit und Erwerbstätigkeit zu koordinieren, ist überwiegend von den Familienangehörigen, namentlich den Müttern, zu erbringen. Gedankenlos wird oft die Ursache sozialer Probleme einem Versagen «der» Familie angelastet. Daneben gibt es die subtilen Formen der Instrumentalisierung in der Werbung und durch sie.

Angesichts dieser Bedingungen scheint es mir angemessen, die «mehrfache Pluralität» von Familie zu interpretieren als Ausdruck des Bemühens vieler Menschen, unter den heutigen zivilisatorischen und gesellschaftlichen Bedingungen Familie so zu leben, dass möglichst den Bedürfnissen und Interessen aller ihrer Mitglieder Rechnung getragen wird. Diese These fasst zusammen, was die Daten insgesamt zeigen, dass nämlich «Familie» vielen Menschen wichtig und teuer ist. Allerdings beanspruchen sie Freiräume zur persönlichen Entfaltung, und viele möchten, dass diese politisch anerkannt und gefördert werden.

Sinnstiftung bleibt

Lässt sich dabei dennoch ein innerer Kern umschreiben, der in der heutigen Zeit, ungeachtet aller Vielfalt, Familie im Denken, Fühlen und Handeln bündelt? – Vor dem Hintergrund des Misstrauens gegen Familienrhetorik ist es gewagt, darauf eine Antwort geben zu wollen. Ich will dennoch die Prognose wagen, dieser sinnstiftende Kern für Familie werde in der Gegenwart und in absehbarer Zukunft in erster Linie im Verständnis und in der Gestaltung der Beziehungen zwischen den Generationen gesucht. Damit ist zunächst das Verhältnis zwischen den heranwachsenden Kindern und ihren Eltern gemeint. Doch die Ausweitung der Lebenserwartung ermöglicht und erfordert die Pflege von Beziehung auch in den späteren Phasen des Lebens, oft gleichzeitig über drei und sogar vier Generationen hinweg. Es ergeben sich gewissermassen Aufgaben, die zwar nicht an und für sich, jedoch in ihrem Umfang und ihrer Tragweite neu sind.

Diese Tragweite geht über die individuelle Familie hinaus. Allenthalben ist davon die Rede, dass für die Zukunft des Sozialstaates das Verhältnis der Generationen von entscheidender Bedeutung ist. Dabei ist besonders wichtig, dass den Beziehungen zwischen den Eltern und den Kindern eine spezifische Ausprägung, eine besondere soziale Logik eigen ist. Sie sind in beiden Rich-

tungen grundsätzlich unkündbar, und sie sind es faktisch um so weniger, je intensiver und emotionaler, man könnte auch sagen, je persönlichkeitsbezogener und vielfältiger sie gelebt werden.

Das Prinzip der wechselseitigen Aufrechnung der Leistungen, sozusagen der Tausch Zug um Zug, reicht nicht aus, um die Generationenverhältnisse faktisch zu gestalten. Vorleistungen sind unabdingbar. Dies um so mehr, als die Beziehungen zwischen zwei Generationen eingebettet sind in Generationenketten. Darin liegt ihr besonderes Potential für die Entwicklung der Individuen und der Gesellschaft. Allerdings entfaltet es sich nicht von selbst, sondern bedarf seinerseits der gedanklichen Durchdringung, wie sie allmählich in Gang kommt; befreit vom *Ballast der Idealisierungen* von Familie, orientiert an einem pragmatischen Verständnis ihrer tatsächlichen Aufgaben und Leistungen. Wesentlich ist dabei eine öffentliche Anerkennung, die Familienpolitik aus den Beschränkungen der Fürsorge- und Sozialpolitik hinausführt und sie in den Horizont der Gesellschaftspolitik stellt.

* Der Verfasser lehrt an der Universität Konstanz und leitet dort den Forschungsschwerpunkt «Gesellschaft und Familie».